

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Hest 3.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hesten;
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 2. Februar 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVII. Jahrg.

Der Herr Senator.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Es dauerte noch ein paar Minuten, dann kam Dode herein und setzte sich stumm mit an den Tisch. Das Blätterdach hatte doch nicht völlig dicht gehalten, ihr Kleid sah feucht aus, und das Lampenlicht glitzerte da und dort in perlenartigen Tropfen auf ihrem Haar. Gundermann empfing sie: „Kind, Du wirst Dich erkältet haben; mich dünkt, es zieht kühl herein.“ Er stand auf, das Fenster zu schließen; sich umwendend, fügte er verwundert nach: „Habt Ihr, Du und Follart, Euch schon begrüßt?“ Der Letztere antwortete: „Ja, wir trafen uns im Garten, als ich kam.“ Er setzte, einen Blick auf sie hinüberwerfend, hinzu: „Jetzt, wie ich Dich

sehe, erscheinst Du mir noch unbekannter, als vorhin beim Hören, wie eine völlig Fremde.“ Tina äußerte: „Ja, es wird öfter gesagt, daß Dode sich in den letzten Jahren sehr verändert haben soll; im täglichen Beisammensein bemerken wir es natürlich nicht.“

Ein näher, wie Kanonenschläge polternder Donner brach ihr in's letzte Wort. Man sah an dem Gesichtsausdrucke Dodes, die elektrische Spannung der Luft faßte offenbar ihre Nerven mit einer aufregenden Wirkung an. Sie war sehr blaß, aber ihre Augen glänzten sieberhaft; Furcht vor dem Gewitter schien sich in ihr mit einer von den Blitzen auf sie geübten magischen Anziehungskraft zu vermischen. Der Senator hielt die Augen weit geöffnet auf sie gerichtet, und unwillkürlich kam von seinen Lippen: „Wie Du heut' Abend an Deine Mutter erinnerst!“ — „Hast Du Dodes Mutter gekannt, Vater?“ fragte Tina. An ihr war Alles ruhig, die Electricität berührte sie mit keinem Einflusse.

„Ja, gesehen,“ erwiderte Gundermann, doch zugleich flog er mit den Uebrigen mechanisch vom Stuhl auf. Einem gesiederten Flamme Pfeile ähnlich war draußen ein Feuerkeil in die Linde niedergefahren und hatte eine Secunde lang das Geflecht ihrer Nester in ein blutrothes Licht getaucht; schmetternd betäubender Donner ließ alles Geräth auf dem Tische klirren, das Haus schien zu wanken. Gleichzeitig bot sich im Zimmer ein wunderbarer Anblick; augenblicks kurz zuckte, wie von dem Blitze abgesprungen, über dem dunklen Scheitel Dodes eine kleine bläuliche Flamme auf und löschte wieder aus. Nur Follart's Blick war zufällig in die Richtung gewendet, die Anderen nahmen nichts davon wahr. Tina öffnete zuerst den Mund: „Das war ein furchtbarer Schlag. Welches Glück, daß Du nicht unter der Linde geblieben, Dode! Er hat sie getroffen, doch wie's scheint, nicht gezündet.“

Der Senator stieß jetzt aus: „Gottlob!“ Doch er



Die Unzertrennlichen. Von Heinrich Kettig. — Siehe Seite 23.

genommen habe. Er war kein Krämerlehrling gewesen, ihr an feiner Erziehung und Bildung wohl näherstehend, sodaß sie bei ihm nicht auf die äusseren Lebensnotwendigkeiten sah, sondern seine Frau ward. Damit endete mein Hoffen auf ein Liebesglück, und um meine Sohnespflicht erfüllen zu können, schloß ich eine sich mir anbietende, materiell günstige Ehe. Eure Mutter brachte mir ein Kapital zu, mit dem es mir gelang, mein Geschäft aufrecht zu erhalten. Freilich auch dann noch schwer, das Unglück verfolgte mich weiter, oder meine Unternehmungen waren nicht richtig berechnet, ich weiß es nicht. Der äußere Schein meiner Firma trug, innerlich lagen die Dinge verzweiflungsvoll. Und ich hatte jetzt zum Anderen für eine Frau und kleine Kinder zu sorgen."

Der Senator hielt an; durch das Gedenden an schwere Zeit war er verleitet worden, von dieser weiter zu sprechen, und schien sich zu bestimmen, daß er von dem Gegenstande, um den es sich handelte, abgetommen sei. So fuhr er nach kurzem Schweigen fort:

"Nicht für meine Eltern und meine Familie allein hatte ich zu sorgen, auch für sie, die nicht meine Frau geworden. Sie war in bitterstes Elend gerathen, ihr Mann erschoss sich. Daß ich sie ebenfalls mit unseren Mitteln unterhielt, wußte Deine Mutter nicht, Follart, doch daß mein Herz noch an ihr forthing. Wir hatten eine Vernunfttheilrath geschlossen, friedlich und ihrer Absicht vollgenügend; Eure Mutter verlangte nicht von mir, was ich ihr nicht zu geben vermochte. Ich glaube wenigstens nicht, daß ihr Herz der Liebe fähig war, sonst hätte sie wohl nicht eingewilligt, zu thun, was ich von ihr erbat. Jene Frau, — wozu ihren Namen nennen, den außer mir Niemand mehr kennt, — war gestorben, hatte ein nach dem Tode ihres Mannes ge-

borenes Kind hinterlassen, das in's Waisenhaus gebracht werden sollte. Deine Mutter, sie war von kühler Gemüthsart, doch gut, — verweigerte mir den Wunsch nicht, das hilflose Geschöpf zu uns zu nehmen; mein Schwager starb ziemlich um dieselbe Zeit in Südamerika, und als seine Tochter, unter dem Namen Dode Luttergerfen kam das kaum einjährige Mädchen in unser Haus, wie unser Kind gehalten."

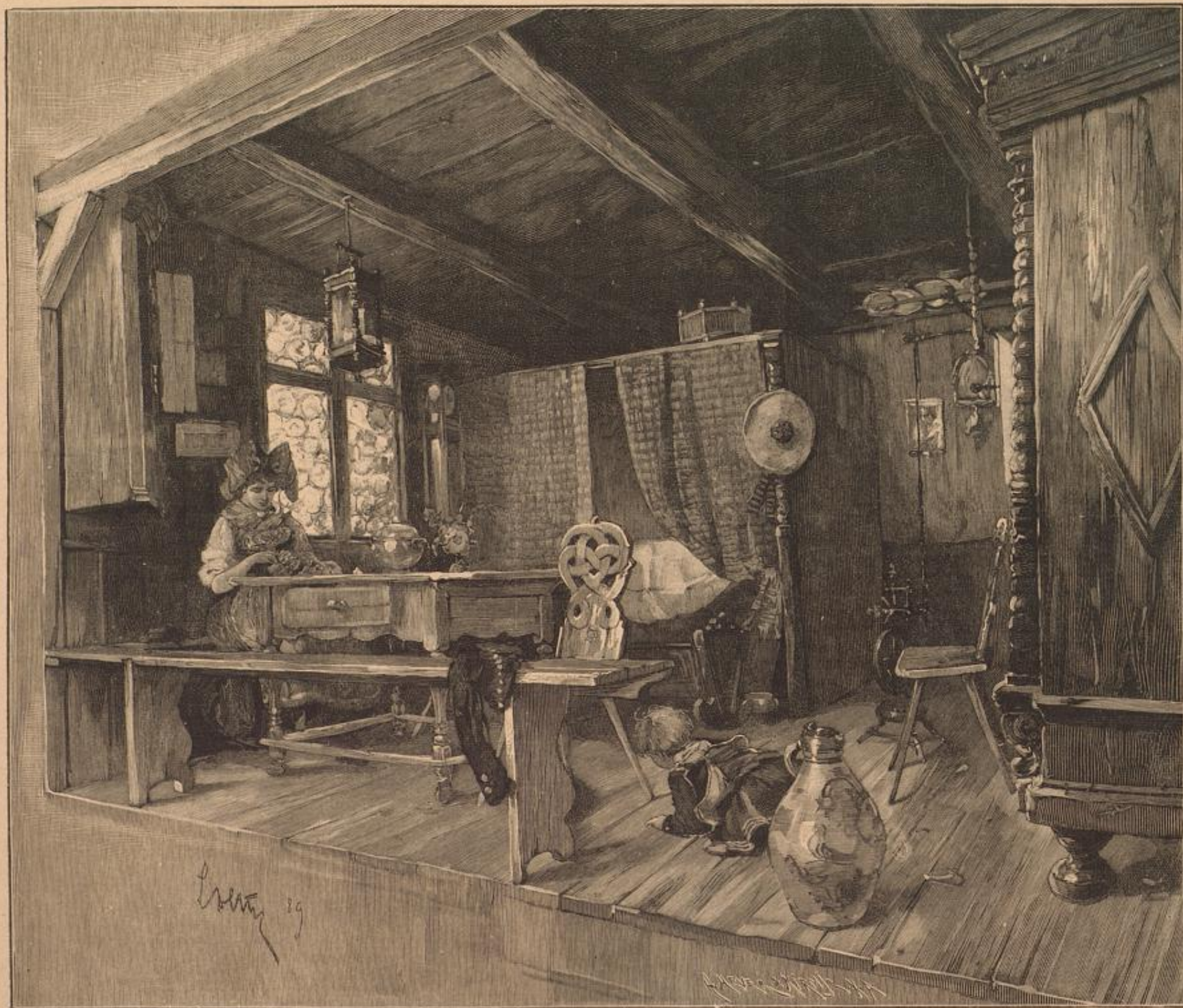
Gundermann schwieg wieder; er regte den Eindruck, ungewiß zu zögern, ob er noch etwas hinzusetzen solle. Aber dann that er's:

"So blieb sie bei uns, sich selbst für das haltend, wie sie benannt wurde. Deine Frage hat mir gedeutet, Follart, daß Du ein Recht beanspruchst, noch ein erklärendes Wort von mir zu verlangen. Dode ward ihrer Mutter gleich, äußerlich auf's Wunderbarste, wie Ihr, Du und Tina, der Eürigen. Darin liegt kein Vorwurf für Euch, Ihr besißt das Beste, was Menschen haben. Aber von früh auf zeigte sie andere Natur; es war, als treibe sie Etwas, mir ahnungslos zu vergelten, zu sein, was ihre Mutter mir nicht gewesen. Sie schmiegte sich zärtlich an mich, ihre Augen hingen an mir, ihr ganzes Herz. Ihr Geschwister hieltet treu zusammen und brauchtet Niemanden sonst, doch Dode bedurfte meiner; eine bange Sehnsucht nach Liebe lag in ihr, als trage sie ein Gefühl, kein Recht darauf zu besißen, in sich. Und mein Herz mußte ihr ebenso erwiedern; wie ein Traum Gestalten zusammenmischet, sah ich zugleich ihre Mutter in ihr und mein Kind. Sie war mir Trost, Vergessen, Glück in schweren Tagen, die noch immer wieder kamen, — besonders als ich die Mittel für Deine Universitätsjahre beschaffen mußte, Follart."

Es war fast dunkle Nacht im Zimmer geworden; die Stimme des Sprechers durchlief bei den letzten Sätzen ein leichtes Zittern. Er schien zu empfinden, daß er sein inneres Herzensverhältniß zu dem fremden Kinde begründen müsse, und doch auch von Befürchtung zurückgehalten, seinen eigenen Kindern durch einen Hinweis auf die andere Wesensart Dode's wehe zu thun. Follart hatte in regungslosem Schweigen bis jetzt zugehört; nun stand er plötzlich auf und sagte, die Hand des Senators erfassend:

"Ich danke Dir, lieber Vater, für die Antwort auf meine Frage. Vergieb, daß mir eine andere Muthmaßung gekommen war und trachte Du nicht danach, weiter zu erläutern, was ich jetzt voll begreife. Ich hehle nicht, daß es mich oft geschmerzt hat; von heute an thut's das nicht mehr. Nur laß mich hinzufügen, wenn wir auch innerlich unserer Mutter gleichen, so hat Dich die Meinung getäuscht, daß sie keine Liebe in sich getragen; ich glaube eher, sie ist bemüht gewesen, einen Drang in ihrem Herzen zu verbergen, weil sie auf keine Erwiderung hoffen konnte. Daß ihr als Gedächtnißmal zu erhalten, ist Sohnespflicht, denn unsere Herzen haben Liebefähigkeit von ihr empfangen, freilich wohl mit der Art zugleich, dieselbe nicht im äußeren Wesen an den Tag zu legen. Dir aber, lieber Vater, nochmals Dank; ich habe gefühlt, daß es Dir schwer geworden, die Erinnerung an die Täuschung und Sorge Deiner Jugend, von denen ich zum ersten Male gehört, aufzuwecken. Dode wird nie durch mich davon erfahren, auch Tina nicht. Du hast Recht, wie diese von je Dode als Schwester behandelt hat, gemahnt sie ganz an ihre Mutter, und ich will und kann sie jetzt ebenfalls anders ansehen."

(Fortsetzung folgt.)



Elßässische Bauernstube. Aus dem Museum für deutsche Volkstrachten zu Berlin. Von Ludwig Dettmann. — Siehe Seite 23.



Nachdruck verboten.
„Wir?“

Plauderei von Detlev von Gehern.
Mit fünf Zeichnungen von C. Köhling.

Unseren Leserrinnen ist aus der höheren Töchterschule das pronomen personale, — das persönliche Fürwort, — bekannt, sie mögen vielleicht erschrecken bei dieser Erinnerung an die pedantische Grammatik, dennoch aber bitten wir um Erlaubnis, auf eine ganz besondere Eigenthümlichkeit dieses Fürwortes aufmerksam zu machen, die uns oft schon als ein räthselhaftes Geheimniß der Sprache entgegengetreten ist.

Das persönliche Fürwort ist in allen seinen Formen eine ganz bestimmte Bezeichnung. Wenn der Sprecher mit dem „Ich“ meint, das er mit mehr oder weniger selbstbewußtem Nachdruck accentuirt, ist ganz zweifellos. Ueber das „Du“ kann keine Ungewißheit herrschen. „Er“ und „Sie“ sind ebenfalls ganz bestimmte Persönlichkeiten, die, wenn sie von jungen Damen und Herren mit unsicherer Stimme und stüchtigem Erröthen auch ohne weitere Bezeichnung ausgesprochen werden, doch, und dann gerade um so mehr, unter ganz scharf contourirtem Bilde ihren Platz im Herzen haben. Ebenso ist es im Plural. „Ihr“ und „Sie“, mögen diese Worte nun von mehreren Personen oder in der Rede an eine einzelne gebraucht werden, haben stets einen genau abgegrenzten Sinn.

Aber wer sind „Wir“? Das ist eine Frage, die man oft zu stellen versucht wird, — auf die man gar verschiedene Antworten erhält und die oft ein ungelöstes Räthsel bleibt.

Da haben wir zuerst den sogenannten pluralis majestatis, in welchem die Könige und die weltlichen und geistlichen Fürsten in feierlichen Kundgebungen sprechen. Es scheint diesem „Wir“ die Absicht zu Grunde zu liegen, die einzelne Person in eine ehrfurchtgebietende Höhe hinaufzurücken, indem sie mit der Macht einer gewaltigen Mehrheit umgeben wird. Im Mittelalter bedeutete diese Mehrheit wohl das bewaffnete Heer, welches den Thron umgab, um den Geboten des Herrschers Gehorsam zu erzeigen. Bei Ludwig dem vierzehnten, dem Roi Soleil, nach dessen Beispiel sich alle Höfe formten, lag in dem „Wir“ die Idee der Verkörperung des gesammten Staates mit allen seinen Rechten und all seiner Macht, die sich in dem Worte ausdrückte: „L'état c'est moi!“ In den Ländern des formalen Constitutionalismus umfaßt das „Wir“ vielleicht nach der doctrinären Theorie die herrschende Kammer-Majoritäten und ist dann freilich ein recht unbestimmter, jähem Wechsel unterworfenen Begriff. Bei uns in Deutschland, daß sind wir stolz und freudig und bewußt, umfaßt das „Wir“, das unser Kaiser vom Throne herabspricht, alle Herzen des Volkes und alle wehrhaften Söhne des Vaterlandes, — ein wahrhafter Plural der Majestät.

Die geistlichen Fürsten brauchen das „Wir“, um sich darzustellen als die Vertreter der einheitlichen, die ganze Welt umfassenden Gliederung der Kirche. Sie machen zwar den demüthigen Zusatz: „Durch Gottes Erbarmung und des heiligen apostolischen Stuhles Gnade“, — der Papst selbst nennt sich „servus servorum dei“ — „Knecht der Knechte Gottes“, — aber dennoch liegt auch in diesem Plural der Ausdruck des Bewußtseins einer Fülle von Macht und Würde, die sich durch die geschlossene Phalanx der Kirche gar oft in der Geschichte trotz der Form der Demuth, die sie ihrem „Wir“ hinzufügt, geltend machen.

Auf den majestätischen Plural der Fürsten folgt das „Wir“ der Schriftsteller. Man erklärt dasselbe durch die Bescheidenheit, in welcher der Schreibende das eigene Ich zurücktreten lassen will, in die Objectivität der Menge. Auch könnte es wohl eine captatio benevolentiae sein, wie man im Lateinischen sagt, — das heißt der Versuch, den Leser im Voraus für die Meinung des Schriftstellers einzunehmen, indem er mit Jenem zu gleichem Denken und Empfinden in den gemeinsamen Plural zusammengefaßt wird. Eine gewisse Wirkung ist dieser Rede-weise nicht abzutreten. Das „Ich“ des Freundes stößt ab, — das „Wir“ zieht an, — das „Ich“ bildet einen Gegensatz, — das „Wir“ eine Gemeinsamkeit. Findet der Leser in dem Werke des Schriftstellers seine eigenen Gedanken wieder, so wird er durch das stolze „Ich“ gedemüthigt, während das geschmeidige, bescheiden anknüpfende „Wir“ ihm schmeichelt, — ist seine Ansicht eine andere, so reizt ihn das hochfahrende „Ich“ zur strengen Kritik, während das zurückhaltende „Wir“ ihn zur freundlichen Prüfung führt und oft zur Belehrung lockt. Freilich mag wohl bei manchem Schriftsteller in dem „Wir“, mit dem er seine Meinung ausdrückt, gar viel von der Würde des pluralis majestatis liegen, das Bewußtsein, daß die große Mehrheit des gebildeten und denkenden Volkes keine andere Meinung haben könne und dürfe als er, und daß der Leser sich wohl hüten müsse vor kritischer Opposition, wenn er

nicht hinabgestoßen sein wolle zu der im Staube der Ignoranz kriechenden bloßen Masse. Unsere Leserinnen mögen in jedem Falle entscheiden, ob sich hinter dem „Wir“ der Schriftsteller der bescheidene Hölzer oder der selbstgenügsame Pharisäer verbirgt, — jedenfalls bleibt dieses literarische „Wir“ oft ein ungelöstes Räthsel. Wir unsererseits, die wir von dem Rechte des Plurals der Feder ebenfalls Gebrauch machen, beschwören unsere Bescheidenheit und überlassen unseren Leserinnen demüthigt das unumschränkte Urtheil darüber, wer „Wir“ sind und wie sie „Uns“ finden, — in der schüchternen Hoffnung, daß sie unsere Plauderei nicht zu dem einzigen Genre rechnen, das niemals erlaubt ist: dem langweiligen.



sind, und wenn je einmal eine Frage darnach gestellt würde, so erfolgt mit der Miene höchster Verwunderung und innigen Mitleides die kurz hingeworfene Belehrung in einem Tone, als ob man Jemandem die Sonne zeigen müßte, der am hellen Mittag nach ihr fragt.

Wir müssen gestehen, daß wir uns stets herzlich über dieses fast herausfordernde „Wir“ der akademischen und militärischen Jugend gefreut haben. Es steht dem Jünglinge wohl an, sich mit voller Begeisterung und dem überhäufenden stolzen Selbstbewußtsein seines Alters der Genossenschaft ebenbürtiger Commilitonen und Kameraden hinzugeben, mit denen gleiches Streben, gleiche Ueberzeugungen und Gesinnungen ihn für den Beruf seines künftigen Lebens verbinden. Im Staatsdienste und der Wissenschaft bleibt der Mann immer moralisch mit denen

verbunden, die in dem Kreise seiner Jugendgenossen mit ihm „Wir“ waren, der Offizier aber stürmt dem Feinde entgegen mit dem begeisterten Streben, der Welt und dem Vaterlande zu zeigen, wer „Wir“ sind, wie „Wir“ es machen und wie „Wir“ zu sterben wissen in Ehre und Treue. Gott erhalte unserer Jugend dies herausfordernde „Wir“, den stolzen esprit de corps für die eigene Genossenschaft, — denn es liegt darin der Geist des Achilles, dessen Wesen Homer in die Worte zusammenfaßt:

„Zu immer der Erste zu sein und vorzustreben den Anderen!“

Aus solchem Wettkampfe aber werden alle großen Thaten auf Erden geboren. Doch wir dürfen das bureaukratische „Wir“ nicht vergessen, das der Registrator des Ministeriums gebraucht, wenn er erust und würdevoll, das Ehren-Bändchen im Knopfloche, Abends im Kreise der Stammkneipe oder im wöchentlichen Whist-Kränzchen, von den Maßregeln der hohen Behörde in geheimnißvollen Andeutungen zu den lauschenden Fremden aus dem Handels- und Gewerbebestande spricht, — oder der Kanzlist der Provinzial-Behörde, in bestaubten Rocke und hochgebundenen Schreib-Kerneln, wenn sich ein demüthiger Supplicant bei ihm nach dem Stande seiner Angelegenheit erkundigt.

„Wir“ haben die Sache noch nicht geprüft — „Wir“ werden diese Bitte nicht gewähren können — so heißt es achselzuckend oder mit herablassend verbindlichem Lächeln: „Wir“ haben den Wunsch ganz berechtigt gefunden und begreifen nicht, wie die niedere Instanz hat anders entscheiden können, — so heißt es in der Sprache der bureaukratischen Schreibstuben und doch sind diejenigen, welche mit imponirendem Ernst so sprechen, an jenem „Wir“ nicht anders betheilig, als durch die Vorlegung der Akten, die Reinschrift der Verfügung und das Siegel der Briefe.

Ähnlich ist das „Wir“, das die Diener vornehmer Häuser mit großem Aplomb gebrauchen. „Wir“ verkehren mit jenem Hause nicht, — „Wir“ müssen uns etwas einschränken, denn der Winter hat „Uns“ zu viel gekostet, — „Wir“ haben noch einen Ball und einige langweilige Diners für die Gäste zweiter Klasse zu geben, — „Wir“ sind Excellenz geworden, — so würde man oft sprechen hören, wenn man die Unterhaltungen der Dienerschaft belauschen möchte, die auf Formen, Rang-Unterschiede und Etikette noch strenger hält als ihre Herren und Herrinnen. Das „Wir“ hat seine Berechtigung, besonders wenn es von alten, langjährigen Dienern gebraucht wird, die auch ihrer eigenen Herrschaft und deren Freunden gegenüber so sprechen und dadurch ihr vollständiges Aufgehen in die Interessen ihres Hauses ausdrücken. Merkwürdig ist das pädagogische „Wir“ zuweilen gebraucht von Schulmonarchen älteren Datums. Es ist eine eigenthümliche Verhimmelung des Richters mit dem Schuldigen, des Strafenden mit dem Bestraften, wofür etymologisch eigentlich die Erklärung fehlt und das auch in dem Sinne der Redewendung nicht recht verständlich ist, dennoch aber von denen, die es angeht, ganz genau verstanden wird.

„Wir sind heute wieder taub gewesen“, sagt der Lehrer zu dem ängstlich oder trostlos vor ihm sitzenden Schüler, — „wir





Donna Teresita, Kaiserin von Brasilien. Prinzessin Isabel, Gräfin von Eu. Dom Pedro II., Kaiser von Brasilien. Dom Pedro Augusto, von Sachsen-Coburg-Gotha. Egon, Prinz von Orleans, Graf von Eu. Dom Pedro, Dom Pedro de Alcantara.

Die brasilianische Kaiserfamilie. — Siehe Seite 23.

wässerung und kräftiger Ernährung. Morgens gießt man womöglich mit Düngwasser, Nachmittags, falls es erforderlich ist, mit reinem Wasser; auch das Ueberbrausen darf nicht verkannt werden, wenn sich die Pflanzen wohl befinden sollen. Läßt man den Topf nur einmal austrocknen, so hat ein solches Versehen meist langes Siechthum oder den Tod der Pflanze zur Folge. Zum Schluß sei noch auf die Abbildung einer schirmartig gezogenen Herbst-Aster in Nr. 44 des Jahrganges 1887 dieser Zeitschrift hingewiesen.

D. Neumann.

Briefmappe.

Rohr und auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Cylinder. — Während des Winters werden in meiner Wirtschaft unzählige Cylinder für Küchen- und Zimmerlampen verbraucht. Läßt sich etwas thun, um das Springen der Cylinder zu vermeiden?
Emma S., Merseburg.

Schwarze Schleier. — Lassen sich schwarze Schleier waschen, daß sie wie neu aussehen?
M. B., Gnesen.

Reinigen der Kupferfische. — Auf welche Weise können Kupferfische und Holzschritte gereinigt werden?
Abonnettin in Kachen.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Zeitmaalen hinter den Schlußworten hin.)

Eichenholz-Parfett (XVI, 64). — Wenn neben sorgfältigem Fegen und Reiben des weichen Parfett zeitweise eine gründlichere Reinigung notwendig wird, so reibt man den Fußboden mit einem in warmes Wasser getauchten Schwamme und dann mit einer Bürste ab. Die Anwendung von Soda muß vermieden werden, weil dadurch die Farbe des Holzes verändert wird und dasselbe einen schmutzig grauen Ton erhält. Ist dies doch geschehen, so läßt sich die ursprüngliche Farbe durch Gerbstoff wieder herstellen. Zu diesem Zwecke bereitet man aus Galläpfeln einen starken wässerigen Auszug und trägt diesen mit einer Bürste mehrere Male warm auf; dann wird mit Wasser nachgespült. Fettflecke können leicht entfernt werden, wenn man sie mit einem Brei aus gebrannter Magnesia und Benzol bestreicht; nachdem das Benzol verflüchtigt ist, bürtet man die Magnesia ab und wiederholt das Verfahren, falls die Flecke noch nicht ganz verschwunden sind.
Frau Marie F., in St.

Grünerdane feidene Garnitur zu reinigen (XVI, 88). — Ich wasche alle meine Spitzen selbst, entweder nur in Benzol, mit dem ich sie in einem tiefen Kasse einweiche und leicht durchdrücke, oder auch mit Wasser und Seife. In letzterem Falle wickle ich die Spitzen recht glatt und regelmäßig um einen Porzellan-Cylinder, bestreue einen Streifen Mull darüber und bringe das Ganze in einer schwachen Seifenlösung zum Kochen. Hierauf wird der Cylinder leicht eingeseift und hin und her gerollt. Wenn Sie keinen solchen Spitzen-Waschapparat besitzen, so können Sie die geflöppte Garnitur auch mehrfach über einander gelegt zusammenheften, sodah die Fäden genau auf einander treffen, dann mit Seife einreiben und leise und behutsam mit der Hand durchwaschen. Nach wiederholtem Ausspülen mit kaltem Wasser werden die Spitzen vorsichtig ausgebrückt und zwischen Weinen zum Trocknen gelegt. Dann breitet man sie noch halbfeucht aus und bügelt sie über einem Mulltuche der Quere nach, wobei man das Plättchen recht achtsam führt und die Fäden gleichmäßig ausstreicht. Zuletzt wird die Spitzen-Garnitur noch einige Male der Länge nach überplättet. — Wünscht man den gelblichen Ton zu erhöhen, so kann man nach dem Spülen die Garnitur durch eine schwache Lösung der in jedem Droguen-Geschäfte käuflichen Grünerdane-Farbe oder durch eine dünne Abkochung von Faulbaumrinde, Kaffee, Sibirien oder dergl. ziehen; doch ist es immer rathsam, vor dem Gebrauche eine Probe zu machen, ob der Farbtenton auch fein und hart wirkt.
Frau v. S., in L.

Apfelkraut (XVI, 168). — Leider kommt mir Ihre Anfrage erst jetzt zu Gesicht, sonst hätte ich als echte Rheinländerin Ihnen gern sofort das Rezept zu unserem Apfelkraut mitgetheilt. Ich bin auf einem Gute mit großem Obstgarten aufgewachsen; sämmtliches Fallobst wurde bei uns von Anfang August an gesammelt und dann im Herbst eingekocht. Das Obst kam mit der entsprechenden Menge Wasser in den großen kupfernen Kessel, der etwa 10 Centner faßt. Zunächst wurde ein durchlöcherter hölzerner Boden in den Kessel gelegt, um das Anbrennen der Früchte zu vermeiden; dann schütteten wir eine hohe Schicht süßer Äpfel auf, die ebenso wie Birnen weniger zum Anbrennen neigen und auch das beste Kraut liefern, bis endlich nach oben zu die mehr sauren Früchte folgten. Nach dem Garwerden des Obstes wurde es in eine Presse gelassen, der Saft ausgebrückt und dieser sofort in den inzwischen gereinigten Kessel gefüllt und mehrere Stunden bei starker Feuerung vorsichtig eingekocht, bis er nicht mehr schäumte und eine tiefbraune Färbung annahm. Um zu erfahren, ob der Saft genügend verdickt ist, schöpft man kleine Proben aus, läßt sie erkalten und sieht dann zu, ob ein Löffel in der Masse aufrecht stehen bleibt. Wenn dies der Fall ist, füllt man das Kraut in Fässer, nimmt aber vor dem Zumachen derselben das oben hervortretende Schaumkraut ab. — Natürlich können Sie auch eine kleinere Menge von Apfelkraut bereiten, das um so schöner wird, wenn Sie nur gute, süße Äpfel verwenden, deren Wohlgeschmack Sie durch Hinzufügen von Zitronenschale, Zimmt, Kellen, Wallnüssen mit grüner Schale ganz nach Belieben erhöhen mögen. Bestehen Sie keine Presse, so läßt sich der gekochte Brei auch durch ein grobes Tuch drücken.
Rheinländerin.

Gärtnerei.

Rohdruck verboten.

Zur Jubelfeier der Herbst- oder Winter-Aster (Chrysanthemum indicum). — In den Kränzen, mit denen wir alljährlich zum Todtenfeste die Gräber unserer Lieben schmücken, ist wohl keine Blume so reichlich vertreten, wie die Herbst-Aster. Und vielleicht kennen Viele, die auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt wohnen, das Chrysanthemum nur als solche bescheidene herbstliche Blume, deren Hauptverdienst darin besteht, den Garten auch in rauher, unfreundlicher Jahreszeit noch mit einigen Blumen zu verschönern. Wer diese Vorstellung von der Herbst-Aster hegt, hat vielleicht mit Bewunderung gelesen, daß vom Verein zur Beförderung des Gartenbaus eine Chrysanthemum-Ausstellung zur Feier der vor 100 Jahren erfolgten Einführung dieser Blume in Europa veranstaltet wurde. Genau genommen, könnte man sogar von einer 200-jährigen Jubelfeier reden, denn wie aus dem interessanten Berichte von Herrn Professor Wittmack hervorging, wurden schon 1689 einige Spielarten in holländischen Gärten gezogen. Die Ausstellung, die vom 15. bis 17. November in der Flora in Charlottenburg stattfand, hat aber selbst die Erwartungen Derjenigen übertroffen, denen bekannt war, welcher hohen Perfection die unscheinbare Blume fähig ist. Wie prächtig nahmen sich die geschmackvoll geordneten Gruppen an, wie reizend wirkten die Farben, deren Mannigfaltigkeit jeder Beschreibung spottet. Hochgetriebene Pflanzen mit nur einer großen Endblume, herrliche, mit Blüten überladene Büsche und Baumzweige, kunstvoll pyramidenartig oder schirmförmig gezogene Stauden, abgeschliffene Blumen in Hunderten von Sorten wetteiferten mit einander, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Je mehr man sich aber in die Betrachtung des Einzelnen vertiefte, um so lebhafter wurde das Interesse angeregt, und um so mehr mußte man die Kunst der Gärtner bewundern, die es „so herrlich weit gebracht“ und aus der bescheidenen, einfachen Strahlenblume allmählich Spielarten von hoher Schönheit, Größe, Farbenpracht und Mannigfaltigkeit der Formen entwickelt hat. Welche Stufenleiter der Farbentöne vom reinsten Weiß und mattesten Gelb bis zum feurigsten Orange und dunkelsten Braun, vom zartesten rosa Hauch bis zum tiefsten Bordeauxroth, vom blauen lilä Schimmer bis zum gesättigten Violett! Manche Blumen prangen in leuchtenden Farben und Atlas-Glanze, andere zeigten sich in weichen, gedämpften, sammetartigen Tönen und den feinsten, eigenartigsten Farben-Zusammenstellungen; noch andere bringen durch die verschieden gefärbte Rückseite der Blumenblätter eine reizvolle, malerische Wirkung hervor. Hier sieht man einfarbige Blüten, dort sind sie schattirt, mit lichtem oder dunklem Centrum. Die Strahlen haben zuweilen abstehende Spitzen oder sind mit andersfarbigen Tupfen, Sprenkeln, Flecken, Streifen versehen. Und welche ein Unterschied herrscht in der Größe von den zierlichsten, winzig kleinen Sternen bis zu Riesensorten von mehr als 20 Cent. Durchmesser! Aber auch der Reichtum an Formen scheint unerschöpflich. Neben einer flach ausgebreiteten Blume

erblicken wir gewölbte, mit hoch gebauter oder becherförmiger Scheibe, während sich andere in vollkommener Kugelform darstellen. Oft möchten wir die Blumen mit einer Aster oder Ringelblume vergleichen, dann finden wir andere, die einer Stadiose, einer Anemone oder Paeonie ähnlich sehen. Hier sind die Strahlen breit und bandartig, dort schmal und lang, wie ein Faden, fein wie ein Haar oder zart wie eine Feder; bald erscheinen sie glatt, bald gedreht, gekräuselt, eingekrümmt oder gleich einem Korziher gewunden, zuweilen an der Spitze leicht gefranzt, ausgehäut oder zweigartig getheilt. Diese Blumen setzen sich nur aus Röhren zusammen, jene sind mit einem dichten Strahlenkranz geziert, andere vollständig gefüllt. Und wie verschiedenartig ist die Wirkung, je nachdem die Blumenblätter aufrecht stehen, nieder hängen, sich nach innen neigen oder auswärts gebogen sind. Während einige Arten eine kräftige, gedrungene Gestalt haben, nehmen sich manche ungemein leicht und zierlich aus oder erhalten durch die willkürliche Anordnung ungleichmäßiger Blätter ein krauses, phantastisches Ansehen. Bewundernd blieben wir vor etlichen schönen, rundlich geschlossenen, sehr regelmäßig gebauten Blüten stehen; unwillkürlich merkten wir uns etliche Namen, die mattgelbe Emily Dale, die leicht rosa angehauchte Princess of Wales, die farbenprächtige Barbara; dann fesselten ganz anders geartete, japanische Sorten mit auswärts gebogenen Blättern unsere Blicke: die herrliche Sarah Owen, die rein weiße Avalanche, die rosa schimmernde, silbernen gerandete Etolle de Lyon, der eigenartige Mr. Cannell, dessen gelbe, gewundene Blumenblätter einen förmlichen Lockenkopf bilden. Doch es ist kaum gerathen, aus der ungeheuren Fülle von Sorten auf's Gerathewohl einige Namen herauszugreifen. Ohne Zweifel wird die Ausstellung dazu beitragen, die vielgestaltige und mannigfach gefärbte Blume auch in Deutschland, wo sie bisher noch als Stiefkind behandelt wurde, zu wohl verdienten Ehren zu bringen. Denn zu ihren Vorzügen gesellt sich noch der, daß die einzelnen Blüten sehr dauerhaft sind und oft zwei bis drei Wochen ihre Schönheit bewahren. Dadurch gewinnt das Chrysanthemum als Zimmerpflanze wie für decorativen Schmuck und für seine Bindeereien in der blumenärmsten Zeit des Jahres besonders hohe Bedeutung. In England ist die Herbst-Aster schon längst sehr geschätzt und allgemein verbreitet, die von dorthin eingefandten Blumen (Hirma Reid und Bornemann in London) erregten allgemeine Bewunderung. In keinem Lande der Welt aber steht die Pflanze in so hohem Ansehen, wie in Japan, wo die Herbst-Aster, dort Kita genannt, auf's Innigste mit den Sitten und Gebräuchen verwebt ist. Sie ist ein Abzeichen der kaiserlichen Dynastie; der höchste Orden, der auch unserem Kaiser schon vor Jahren verliehen wurde, ist der Chrysanthemum-Orden, und wenn im Herbst das letzte der fünf hohen Feste gefeiert wird, sieht man Alt und Jung mit Herbst-Astern geschmückt. Sie fehlen in keinem Hause, in keinem Garten; zahlreiche Spezialisten beschäftigen sich mit der Zucht des Kita und suchen ihren Stolz darin, große, vollkommene Sorten zu erzielen, wobei sie oft eiferfüchtig über die Geheimhaltung ihres Verfahrens wachen. In der Industrie spielen Darstellungen der Herbst-Aster eine Rolle und finden sich bereits auf Zeichnungen und Vorkarbeiten, die aus dem sechzehnten Jahrhundert stammen.

Was die Pflege des Chrysanthemum betrifft, so besteht dieselbe während der Knospen-Entwicklung hauptsächlich in reichlicher Be-